

Radikale oder gar revolutionäre Kultur?

Autor(en): **Heilmann, Rosemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **75 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Radikale oder gar revolutionäre Kultur?

Was soll ich dazu schreiben, dachte ich mir. Der Grossvater war Buchdrucker. Geprägt durch die Erlebnisse des Ersten Weltkrieges, schloss er sich der sozialistischen Bewegung an und gründete die Zeitschrift «Freie Presse» in meinem Geburtsort Pforzheim in Baden-Württemberg. Mein Vater vertraute mit der Ungebärdigkeit der Jugend nicht mehr der sozialdemokratischen Theorie vom evolutionären Hineinwachsen des Kapitalismus

Rosemarie Heilmann

in den Sozialismus. Er sympathisierte als Zwanzigjähriger mit den Ideen der Kommunistischen Partei. Ob ihm das zum Vorteil gereichte, konnte und wollte er mir nicht mehr sagen, als ich ihn mit meinen beiden Söhnen kurz vor seinem Tode noch einmal besuchte.

Das sagemumwobene Jahr 1968 war die Zeit meiner Politisierung: Ich wollte mich wenigstens ein bisschen vom Elternhaus distanzieren und schloss mich der Neuen Linken Bewegung an. Mit der alten Generation wollte ich nichts zu schaffen haben; deren Jahrestagsfeiern mit dem unsäglichen Absingen irgendwelcher nostalgischer Lieder, die nur die eigene Niederlage verherrlichten, waren mir ein Greuel.

Die fehlende Parka

Mein Elternhaus war kleinbürgerlich-proletarisch. Mein Vater war Goldschmied; die Mutter Hausfrau. Geprägt durch die Jugendbewegung der zwanziger Jahre und

durch den Aufstiegswillen und die Disziplinierung der Arbeiterbewegung, setzten meine Eltern alles daran, meiner Schwester und mir ein Umfeld zu bieten, das uns den Aufstieg in der bürgerlichen Gesellschaft ermöglichte. Den röhrenden Hirsch über dem Wohnzimmerbuffet, wie ihn Franz Josef Degenhardt 1968 nostalgisch besang, suchte man bei uns zu Hause vergebens, genauso wie die betenden Hände von Alfred Dürer. Mein Elternhaus war ein sanft renoviertes Schwarzwälder Bauernhaus mitten im Dorfkern, in unmittelbarer Nähe der Goldstadt Pforzheim. Das Erdgeschoss mit Scheune war vermietet an einen Aussiedler aus dem deutschen Osten, der dort ein Elektrogeschäft hatte.

Die Sprache der 68er Generation stiess mich ab und faszinierte mich zugleich. So durften wir weder daheim noch in der Schule reden. Den Autoritäten von Schule, Staat und auch in der Familie selbstbewusst und angstfrei begegnen zu können, die eigene Meinung vertreten zu können, ohne getadelt zu werden, empfand ich als befreiend.

Dass die Befreiung dann einherging mit dem ungehemmtem Rülpsen nach dem Essen, dem Erzählen von Zoten und dem geringen Vokabelschatz der neuen Bewegung: «Fez» als Hauptwort, Eigenschaftswort, Suffix und Präfix in abenteuerlichen Verbindungen, konnte ich schwer nachvollziehen. Ich stand immer daneben und gehörte nie dazu.

Die schlechten Manieren der 68er waren mir ebenso ein Greuel wie die Doppelmoral der alten Generation. Ich habe nie verstanden, warum mich die Söhne und Töchter aus grossbürgerlichen Kreisen,

**Die Losung der
68er: ni dieu,
ni maître, konnte
doch nicht nur
eine Leerformel
gewesen sein.**

mit denen ich Flugblätter verteilte gegen den Vietnam-Krieg, bestaunten wie einen Menschen von einem anderen Stern. Ich war gekleidet wie sie mit Jeans oder Mini-Lederrock. Nur die amerikanische Parka fehlte. Die zu tragen haben mir meine Eltern nicht erlaubt.

Ich wollte um meiner selbst willen akzeptiert werden und nicht mit dem hausieren gehen, was meinem Vater als Zwanzig-jährigem widerfahren war. Ich versuchte, mich von meinem Elternhaus zu lösen und mich gleichzeitig von den Bürgersöhnen und -töchtern, denen der Proletkult über alles ging und die verzückt lächelten, wenn die Sprache auf meine Herkunft kam, zu distanzieren. Es war nicht immer ganz einfach. Ich hatte ein gewisses Unwohlsein, wenn meine Kolleginnen und Kollegen, die im germanistischen Seminar unter kundiger Anleitung die Agitpropkunst der 20er Jahre studierten und die Thesen der Linkskurve gleich zum Thema der nächsten Vollversammlung umfunktionieren wollten, zum Referat in der Parteischule einen altgedienten Genossen einluden, um sich dann klammheimlich über dessen Deutschfehler lustig zu machen. Manchmal oder sehr oft hatte ich das Gefühl, man delektierte sich an der Ungebildetheit derjenigen, die man zu erlösen vorgab. So hatte ich mir weder die revolutionäre Kultur noch die Befreiung der Verdammten dieser Erde vorgestellt.

Geruch nach Bohnerwachs

Lange noch glaubte ich an das Innovative der jungen Bewegung. Die Einwände meiner sozialdemokratischen Freunde, ich triebe mich mit einer Horde wildgewordener Sprösslinge aus dem Grossbürgertum herum, die ihren Generationenkonflikt zu bewältigen versuchten, quittierte ich mit einem Achselzucken. Schliesslich war ich ein deroutiertes Proletarietkind, das mit allen zur Verfügung

stehenden Mitteln das schäbige Hinterzimmer, wo die klandestinen Sitzungen stattfanden, mit einem Platz an der Sonne vertauschen wollte. Die Losung der 68er: ni dieu, ni maître, konnte doch nicht nur eine Leerformel gewesen sein.

Skeptisch wurde ich nur, wenn meine Weggefährten mit Hauruck-Parolen alte Traditionen, die nicht ihre gewesen waren, wieder zum Leben erwecken wollten. Die Kindheit im Kalten Krieg war eines. Auch dass meine Schwester und ich einiges einstecken mussten, das nicht für uns bestimmt gewesen war. Rückblickend wissen wir sehr wohl, dass viele sozialistische Errungenschaften der Arbeiterbewegung stigmatisiert wurden und nichts mehr zu suchen hatten in der deutschen Wohlstandsgesellschaft, gesponsert von den amerikanischen Freunden und deren Marshallplan. Und einiges von dem, was damals verteufelt wurde, hat heute einen ehrenwerten Platz in der spätkapitalistischen Gesellschaft gefunden.

Warum aber den Volkshäusern nachgetrauert wurden, die sich durch nichts anderes auszeichneten als durch den Geruch nach Bohnerwachs, warum ausgerechnet in Naturfreundehäusern mit Massenlagern und einer rigiden Leitung, wo alles möglich war, nur nicht die freie Liebe, die revolutionäre Generallinie diskutiert werden musste, ist mir bis heute unerklärlich. Ich will keine Wandlitzer Verhältnisse herstellen. Aber diejenigen, die mir damals unter dem Deckmantel der radikalen Kultur die Vierfruchtmarmelade verordneten und den Ersatzkaffee, haben schon vor der Wende die Kurve elegant gekratzt. Heute, einsitzend in leitenden Funktionen, sei es nun in der Staatsmaschinerie oder in den selbstverwalteten Betrieben, verordnen sie schlankerhand Sparmassnahmen unter dem Deckmantel des fallit werdenden Wohlfahrtsstaates. Man kann es auch anders formulieren: sie predigen Wasser und trinken Wein. Chef und Chefin sind sie allemal.

Radikale oder gar revolutionäre Kultur. Entweder hat es sie nie gegeben oder sie ist mir auf meinem Lebensweg verlustig gegangen.

Die Devise der Arbeiterbildungsvereine war doch: Wissen ist Macht: mehr Wissen ist mehr Macht.

Ich büffelte und eignete mir soviel Wissen an, um dem bürgerlichen Bildungsklischee genügen zu können. Meine Herkunft wollte ich trotzdem nicht vergessen.

So beherrsche ich nun zwei Codices kurz vor der Jahrhundertwende. Was landläufig als radikale oder revolutionäre Kultur bezeichnet wird, ist bei mir schon lange zur Folklore verkommen.

Auf dem Nachttisch liegen Langhoffs «Moorsoldaten» und Goethes «Werther»; vereint zur friedlichen Koexistenz. Je nach Lust und Laune beruhigt mich die Lektüre der beiden Bücher.

Ob es radikale, gar revolutionäre Kultur je gegeben hat? Ich bin ratloser denn je.

Rosemarie Heilmann, 1947, ist Dolmetscherin und Juristin auf dem zweiten Bildungsweg, parteilos und Redaktorin des Kultur-Magazin Basel.



